

## Kriegshilfe auf dem Lande.

In dieser großen Zeit, wo draußen in Feindesland bis aufs äußerste gekämpft und gerungen wird, wo jeder das Letzte einlegt zum Schutz des teuren Vaterlandes, da müssen auch wir in der Heimat zusammenhalten, die gemeinsame Not zusammentragen, uns selbst vergessen, aufgehen in der Sorge und dem Wohl der Allgemeinheit. Freiwillig helfen, die Heimat vor Hunger, Not und Krankheit schützen, denen beistehen, die ihr Viehbesitz hinausenden und opfern, alle Kräfte heranziehen und anspannen, Lebensmittel heranschaffen, sie richtig ausnutzen, verteilen und verwerten, nichts umkommen lassen, sondern aus Altem neue Werte schaffen, das ist die Hauptaufgabe. Auf diesen Grundlagen väterländischer Pflicht baut sich die „freiwillige Kriegshilfe“ auf.

Durch Sammeln von Abfällen jeder Art, wie Knochen, Papier, alte Wollreste, Lumpen, Leder, Felle, Stanniol, altes Eisen, Gummi, Konterbännschen, Tuben und Pasten von Säben, Kupfer, Messing, Stahlfedern, Flaschen usw. teilens der Schulbücher darf im ganzen Kreise nichts mehr umkommen. Zur Anregung der Sammelthätigkeit müssen Gutscheine für kleine Geschenke, Kriegserinnerungen, wie Bücher, Broschüren, auch Lebensmittel an die Schulen ausgegeben werden. Überhaupt müssen die Lehrer und die Kinder, die die wichtigsten Förderer auf dem Lande sind, für die väterländische Sache erwarnt werden, denn durch die Sammelthätigkeit und den unermüdbaren Fleiß aller dieser Kinderhände können dem Vaterlande Millionen zusammengebracht und auch sonst unschätzbare Dienste geleistet werden. Auch die Geistlichkeit, die Gemeindevorstände müssen gebeten werden, sich mit in den Dienst der guten Sache zu stellen. Von der Kanzel oder am Sonntagabend können die Frauen in den Versammlungen durch einen kleinen Vortrag neben manchen so wichtigen Lebensfragen jetzt im Kriege auch über die Bestrebungen der Kriegshilfe aufgeklärt und zur Mitarbeit gewonnen werden. Die Hauptfrage wird aber immer bleiben, daß die Landrätin, die durch die Stellung ihres Mannes alle Verhältnisse kennt, selbst in jede einzelne Landgemeinde die Anregung bringt; nur durch persönliche Aussprache und Auswahl der Menschen kann das Liebeswerk durchgeführt werden.

Man muß lerner in der Kreisstadt eine Hauptstelle mit verschiedenen Abteilungen errichten: eine Verwaltungsstelle für den An- und Verkauf von Lebensmitteln, wie Obst, Gemüse, Fische usw., eine Nachstelle für Fruchtsaft, Marmelade, Miesmuschelwurst, Sülze, Salat, Sauerkohl für die arme Bevölkerung, eine elektrisch betriebene Darre zum Trocknen von Obst, Gemüse und feuchtem Getreide, sowie eine Sammelstelle für die Abfälle aus dem ganzen Kreise. Auch muß der Kriegshilfe vom Kommunalverband der An- und Verkauf und die Verteilung der Butter und Eier im Kreise übertragen werden. Außerdem muß in jeder einzelnen Gemeinde eine Sammelstelle für die Organisation, den An- und Verkauf von Lebensmitteln und das Sammeln der Abfälle, die wieder in enger Verbindung mit der Hauptstelle stehen muß, eingerichtet werden. Der Kreis-ausschuß oder der Magistrat muß die nötigen Räume umsonst zur Verfügung stellen, ebenso die elektrische Kraft zum Betriebe der Darre während der Kriegszeit.

Dafür, daß die nötigen Mittel für den Betrieb, die Maschinen und die Wohlfahrtsrichtungen zur Verfügung stehen, kann durch Konzerte, Wohltätigkeitsfeste und Vorträge, sowie freiwillige Spenden gesorgt werden. Doch nicht allein der Stadt soll geholfen werden, auch auf dem Lande, wo die Wohltätigkeit nie versagt, muß in dieser schweren Zeit das nötige Verständnis für eins der wichtigsten Volks-ernährungsmittel — das Kaninchen — geweckt werden. Auch dabei muß man sich wieder an die Lehrer und Kinder wenden und möglichst durch einen Vortrag über Zucht, Mast, Fell- und Lederbewertung die Landbevölkerung aufklären und, sobald gute Ställe nachgewiesen, das nötige Zuchtmaterial umsonst zur Verfügung stellen. Jeder Empfänger muß einen Verpflich-

lungsschein unterschreiben, wonach er vom ersten Wurf wieder zwei Kaninchenbännen umsonst zurückzugeben hat.

Auch der Ankauf und die Aufzucht von jungen Ziegenlammern und Böcken, sowie deren spätere Verteilung an Bedürftige ist ein Mittel, um weite Kreise für das Liebeswerk der freiwilligen Kriegshilfe zu gewinnen. Das gleiche ist der Fall mit der freien Ausgabe von Bruteiern, sowie von Cornreh- und Topinambur-festlingen behufs Anlage von Versuchsfeldern in den Gemeinden, um der großen Kartoffelnot wirksam abzuhelfen.

Wenn auch die Gründung einer freiwilligen Kriegshilfe auf dem Lande ein Leben reicher Arbeit bedeutet, so ist doch wieder der Gedanke, mitzuhelfen an der Linderung der Kriegsnöte und in dieser großen Zeit mitzuschaffen zum Besten des Vaterlandes, auch für uns Frauen ein so erhebendes, daß sicher vielfach alle Bedenken schwinden und die geschäftlichen Einrichtungen in den meisten Kreisen für die Kriegszeit Nachahmung finden werden. D. K.

## Verschiedene Kriegsnachrichten.

### 338 669 Raumentonnen verloren.

Dem „Berliner Tageblatt“ zufolge geht aus einem Geschäftsbericht der Berner Transport-Versicherungsgesellschaft aus sämtlichen Zusammenstellungen hervor, daß von August 1914 bis 31. September 1916 insgesamt 2024 Kan- delschiffe mit 338 669 Registertonnen durch Torpedierung und Minen verloren- gegangen sind.

### Die Folgen der Seesperre.

Aus einem Artikel des ehemaligen Mi- nisters Lamia im „Recht Parisien“ geht her- vor, daß der Schiffsräumangel der Verbündeten von Tag zu Tag drückender empfunden wird. Es heißt da, die größte der Schwierigkeiten für die Fort- setzung des Krieges liege in unzureichenden Schiffsräumen. Es gäbe nicht mehr genügend Fahrzeuge für alle Ansprüche trotz großer Ein- schränkung der Lebensmittelfuhr und Beschlag- nahme deutscher Schiffe in Amerika. Die rasche Herstellung von Holzschiffen durch die Ver- Staaten könne diesem Mangel auch nicht ab- helfen. — Die weiteren Einschränkungen in dem Lebensmittelfuhrverkehr, wie die Schließung der Fleischmärkte und der Schlachthäuser während zwei Tagen der Woche, Schließung der Kon- bitoreien und Küchenbäckereien für zwei Monate, um für die kommenden Sommermonate Mehl und Zucker zu ersparen, haben eine tiefe Un- zufriedenheit in der Bevölkerung von Paris erregt, die der „Le Temps“ mit einer „gährenden Ungebuld hinter der Front“ be- zeichnet.

### Leutenangel in England.

Ein aus England nach dem Haag zurück- gekehrter holländischer Kapitän berichtet, daß zurzeit auf englischen Handelsschiffen insgesamt 90 000 Jugendliche im Alter von 12½ bis 16 Jahren als Matrosen beschäf- tigt seien. Eine große Anzahl der älteren englischen Seeleute werde bei der Marine- infanterie verwendet, teils müßten sie auf Küsten- fahrzeugen Patrouillendienste im Kampf gegen U-Boote verrichten; ein Teil sei auch bei der englischen Heerarmee untergebracht.

### Französische Hoffnungen.

Der Pariser „Figaro“ schreibt, der Vier- verband habe ein besonderes Interesse an den Ausständen in Deutschland, da die Folgen sich bei militärischen Operationen im deutschen Heer geltend machen müßten. Sollten sich die Streiks ausdehnen und verlängern, so würde die Munitionsvorgang an der Front baldigst und ernstlich in Mitleidenhaft gezogen werden, um so mehr, als der augenblickliche Munitionsvorbrauch beträchtlich sein müsse. — Man wird in Frankreich auch diese Hoffnung wie so manche andere schnell zu Grabe tragen müssen.

## Kriegsluft in China.

Nach Meldungen aus Rotterdam hat die chinesische Regierung von ihrem Gesandten in Washington die dringliche Aufforderung erhalten, bald aktiv am Kriege teilzunehmen. Nach englischen Berichten ist die Kriegsbeglei- tung in China groß. — Was könnte sich ein englisches Blatt nicht aus den Fingern saugen, um seinen Lesern neue Hoffnung zu machen?

## Das deutsche Barbarentum.

Von Generalleutnant Frhr. v. Freytag- Loringhoven.

In den Schmähartikeln unserer Gegner wird immer wiederholt, daß es kein Wunder sei, wenn sich das deutsche Barbarentum im Kriege so schrecklich offenbare, da es methodisch gelehrt sei. Nietzsche, die Schrift des Generalstabes „Der Kriegsgebrauch im Landkriege“, vor allem aber die Treitschke sollen angeblich den unwiderleg- lichen Beweis hierfür liefern. Es ist natürlich völlig sinnlos, Ansprüche eines Philosophen wie Nietzsche in dieser Weise zu verwerten. Die erwähnte Schrift des Generalstabes aber ist weiter nichts als eine gedrungene Wiedergabe österreichischer Bestimmungen mit kurzen Er- läuterungen, die nur böswillige Entstellung als ein Lehrbuch sogenannter deutscher Kriegsgreuel erscheinen lassen kann. Blicke noch Treitschke. Dieser hat allerdings gelagt: „Die Bestie regt sich ebensogut im Kulturmenschen wie im Bar- baren. Nichts ist wahrer als die biblische Lehre von der rabiaten Sündhaftigkeit des Menschen- geschlechts, die durch keine auch noch so hohe Kultur überwunden werden kann.“

Der Weltkrieg hat Treitschke nur allzu recht gegeben. Der Krieg ist nun einmal „ein rauh gewaltsam Handwerk“, und der deutsche Soldat saßt zu, wo es geboten ist. Nur weltferne Denkwiese könnte erwarten, daß ein Millionen- heer nicht Leute birgt, die sich gelegentlich Über- griffe zuschulden kommen lassen. Wie sehr sich aber die Bestie vorwiegend bei den weißen und farbigen Franzosen und nicht selten auch bei den Engländern, vor allem den Farbigen, geregt hat, geht aus zahllosen Äußerungen deutscher Gefangener hervor. Der Kriegsminister hat es erst kürzlich vor dem Reichstage bezeugt. Auch die französische Bevölkerung trug unleren Ge- sangenen gegenüber ein Benehmen zur Schau, das sich nur als Apokryphen bezeichnen läßt. Das französische Offizierskorps aber hat den ritterlichen Zug, der ihm noch 1870 eigen war, in dieser Hinsicht völlig vermissen lassen.

So unzweifelhaft die Franzosen einer Massenpsychose unterliegen, so haben wir uns doch vor dem Kriege offenbar in mancher Be- ziehung über dieses Volk einer Täuschung hin- gegeben. Einerseits unterschätzten wir die in ihm liegenden Kräfte des Widerstandes, und andererseits nahmen wir für den Ausfluß einer alten Kultur, was lediglich moderne Zivilisation war, die so häufig für gleichbedeutend mit Kultur erachtet wird und doch von ihr nur den äußeren Schein hat. Darum mußte den Fran- zosen Treitschke in seiner stolzen Wahrhaftigkeit zur Verdächtigung deutscher Denkwiese herhalten. Mit dem Instinkt des Haßes sehen sie in ihm den glänzenden geistigen Vertreter echt deutscher Kraft; trägt doch nach ihm die „Geschichte durch- aus männliche Züge und ist für sentimentale Naturen und für Weiber nicht gemacht“. Des- halb werden wir auch von den Amerikanern in der ihnen eigenen Mischung von ausgesprochenem Geschäftssinn und weiblicher Sentimentalität nicht verstanden. So stehen sie dem U-Boot- Kriege verständnislos gegenüber, während die europäischen Neutralen zum großen Teil nicht verkennen, daß er nur die Antwort auf die Auszehrungsabsicht Englands, eine natürliche Folgerung aus dem Weltkriegskriege bildet.

Für den U-Boot-Krieg gibt in vollem Maße, was Clausewitz über den Landkrieg sagt: „In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, die aus Gutmütigkeit ent- stehen, gerade die schlimmsten.“ Wenn das blutige Schlachten ein grausiges Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwere, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumper zu machen, bis einmal

wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weg- haut.“ Man sieht, nicht erst Treitschke, sondern bereits Clausewitz hat ihm mit dem deutschen „Barbarentum“ gelehrt, und dem heutigen Ge- schlecht war es vorbehalten, solches gewisser- maßen in Reinkultur zu züchten. Dieses Ge- schlecht aber sieht in vollster Ruhe dem Urteil der Geschichte entgegen, überzeugt, daß es elender Schwäche geziehen werden würde, wenn es in diesem Kampf um Sieg oder Untergang nicht jedes Mittel brauchen wollte, das ihm zur Hand ist. D. K.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

\* Im Hauptauschuß des Reichstages äußerte sich der Chef des Kriegsamtes, Generalleutnant Groener, über die Streiks in der Rüstungsindustrie. Er meinte, es sei verständlich, daß sich nach dem schweren Winter der Arbeiterkreise eine gewisse Niedergeschlagen- heit bemächtigt habe, als die Herabsetzung der Brotmenge eintrat. Mit scharfen Worten geißelte er aber die politische Ausnutzung dieser Stimmung durch gewissenlose Agitatoren. Es ist bekannt geworden, daß auch Agitations- material des Auslandes eine Rolle gespielt. Groener erklärte ganz bestimmt: Es gibt keine Streiks mehr. Man wird rücksichtslos gegen die Drahtzieher vorgehen. Man wird aber auch gegen diejenigen vorgehen, die gegen das Hilfsdienstgesetz zu gehen suchen. Unser Motto bis zum siegreichen Ende des Krieges muß sein: Arbeit, Arbeit! — In einem Aufruf wendet sich Generalleutnant Groener an die Rüstungsarbeiter. Der Auf- ruf nimmt Bezug auf den Hindenburgbrief, er- mahnt zur Arbeit und gibt in den Worten: Ein Hundstot, wer streift, solange unsere Heere vor dem Feinde stehen! — Die Gewerkschaften haben an den Leiter des Kriegsamtes ein Schreiben ge- richtet, in dem die Munitionsstreiks verurteilt werden und der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, daß alle Maßregeln ergriffen werden, um eine gerechte Verteilung der vorhandenen Lebens- mittel herbeizuführen.

\* Hinsichtlich des Erfolges unserer U-Boote erklärte Staatssekretär des Reichs- marineamtes v. Capelle im Hauptauschuß des Reichstages, die Marine habe bisher alle Erwartungen, die sie auf die Verhängung der Seesperre gesetzt hätte, voll und beständig ge- funden und zweifle nicht, daß England in absehbarer Zeit gezwungen sein würde, die nötigen Schlussfolgerungen zu ziehen.

### Österreich-Ungarn.

\* Der Reichsrat soll am 30. Mai zusamen- treten. Vor allem sollen die Ernährungs- fragen, dann aber auch alle anderen mit dem Kriege in Verbindung stehenden wirtschaf- lichen Fragen erörtert werden. Die österreichische Regierung gab der parlamentarischen Kommission des Volentkubs die Erklärung ab, daß sie sich für die Verwirklichung der Sonderstellung Galiziens mit vollem Ernste einzusetzen verpflichtete. Sie beabsichtigt ein von dem Volentklub aufzustellendes Programm in Er- wägung zu ziehen und tunlichst zu berücksichtigen.

\* In dem der Regierung nahestehenden Wiener „Fremdenblatt“ wird unter dem Titel „Antwort an die Sozialdemokraten“ ein Artikel veröffentlicht, in dem es u. a. heißt, daß die Monarchie absolut keine aggressiven Pläne gegen Rußland hat und auch nicht beabsichtigt, ihr Gebiet auf dessen Kosten zu er- weitern.

### Frankreich.

\* Es erregt allgemein Aufsehen, daß die Zensur in den letzten Tagen die öffentliche Be- sprechung der Friedensfrage nicht mehr verhindert. „Bonnet Rouge“ begrüßt die österreichischen, deutschen und russischen Er- klärungen als das erste Anzeichen von einem Zusammenbruch der Kriegsjurie. Auch andere Zeitungen radikal-sozialistischer Richtungen be- schäftigen sich mit diesen Erklärungen und be- zeichnen sie als würdig, einer genauen Prüfung unterzogen zu werden.

## Friede Sörrensen.

2) Roman von G. Courths-Mahler.

(Fortsetzung.)

Lizis fand es immer selbstverständlich, wenn andere Menschen ihr Opfer brachten. Ihr Ge- wissen war nicht im mindesten beschwert dadurch, daß sie Friede auch den Verlobten abspenstig gemacht hatte.

Um so tiefer war Fritz Steinbachs Schuld- bewußtsein. Er kannte Friede zu gut, um nicht zu wissen, was er ihr angetan hatte. Nur zu bald war die blinde Leidenschaft veriraucht, die ihn zum Treubruch verleitet hatte, er erkannte mit peindlicher Schärfe, daß er Talmi für echtes Gold eingetauscht hatte. Mit Friede zusammen hätte er den finanziellen Zusammenbruch seines Schwiegeraters vielleicht bald verschmerzt, als Lizis Gatte trug er schwer daran, sein ganzes Leben lang.

Daß er sich schließlich fügen und Friedes Urteil mit annehmen mußte, sie mit seiner Frau und dem Kinde, welches sie erwarteten, über die schwerste Zeit hinwegzukommen, be- schämte ihn fürchterlich.

Er sowohl wie Friede sahen eine Erleichter- ung darin, daß jeder Verkehr zwischen ihnen aufhörte; sie waren sich nicht gleichgültig genug, um sich wiedersehen zu können. Die einzigen Lebenszeichen, die zwischen ihnen getauscht wurden, waren die Geburtsanzeigen eines Schnadens und zweier Töchter und seitens Friedes die Anzeige vom Tode ihrer Tante. Sonst hörte man nie etwas voneinander.

Als ihre Tante, dann, jetzt, vor- fünfund-

zwanzig Jahren, starb — es war dies kurz nach der Geburt des ältesten Kindes ihrer Schwester, erbte Friede von ihr ein Vermögen von fünfzig- tausend Mark. Friede war nicht die Person, die Hände in den Schoß zu legen und von ihren bescheidenen Renten ein tateloses Leben zu führen. Sie verlangte nach einer Aufgabe, um ihre Kräfte zu betätigen, und schickte sündend ihre klugen Blicke ins Leben.

Schon oft hatte sie, wenn sie mit ihrer Tante im Stadtwald spazieren ging, in der damals sehr kleinen Meierei an einem kleinen, wadeligen Tisch ein Glas Milch getrunken. Dabei hatte sie sich gelagt, wie schade es sei, daß dies idyllische Anwesen so arg vernachlässigt sei. Sie malle sich aus, wie hübsch sich hier ein schmuckes Häuschen, laubere Ställe und ein gepflegter Garten ausnehmen müßten.

Kurz nach dem Tode ihrer Tante erblickte sie an dem verwahrlosten Baum ein Plakat: „Diese Meierei ist zu verkaufen“. Sie stand lange und sah nachdenklich darauf, dann um- schritt sie langsam das Grundstück von allen Seiten. Es stieß auf der einen Seite direkt an den Stadtwald, die zweite Seite begrenzte den Fluß, an die dritte Seite schloß sich gutes Weidenland, das sich bis an die neubauten Kasernen erstreckte. Und die vierte Seite lag nach der Stadt hinaus, direkt an der gut ge- pflegten Fahrstraße.

Nicht umsonst freizte das Blut kluger Kauf- leute in Friedes Adern. Sie überlegte sich, daß die Stadt sich nach den Kasernen zu ausbreiten und daß nach Jahren der Grund und Boden hier an Wert sehr gewinnen würde. Außerdem

ließ sich die Meierei unter tüchtiger Leitung ent- schieben ertragsfähig gestalten.

Kurz entschlossen kaufte sie die Meierei für den geringen Preis von vierzigtausend Mark. Die Hälfte zahlte sie an. Für die übrigen dreißigtausend Mark ihres Vermögens kaufte sie zum größten Teile antikes Weidenland, welches man ihr billig überließ. Den kleineren Teil verwandte sie, um noch einige Nähe anzu- schaffen und die notwendigsten Verbesserungen treffen zu können.

Ihr Unternehmen rentierte sich so glänzend, daß sie selbst davon überrascht wurde. Im Laufe einiger Jahre bezahlte sie die andere Hälfte der Kaufsumme, kaufte noch Röhre hinzu, für die sie auf ihren eigenen Wiesen das Futter baute. Man wurde in der Stadt aufmerksam auf die blühendere Meierei. Immer größer wurde der Kundentreis. Dann schaffte Friede die ersten Milchwaagen an und selbstem beherrschte sie die ganze Konkurrenz.

Benige Jahre später verkaufte Friede eine Reihe von Grundstücken an reiche Leute der Stadt, die sich in der Nähe des Stadtwaldes Willen bauen wollten, um den zehnfachen Preis, den sie selbst dafür gezahlt hatte. Sie wußte Flug ihre Zeit zu erfassen. Eine ganze Villen- straße entstand so am Rande des Stadtwaldes, und Friede Sörrensen wurde sehr reich. Jetzt rechnete man sie unter die Millionäre.

2.

Friede Sörrensen hatte eben in der Laube Platz genommen und entsaßete ihre Zeitung, als ein hübsches, blondes Mädchen, genau so

gekleidet wie die im Garten beschäftigten, mit dem Frühstückstablett eintrat.

„Guten Morgen, Fräulein Sörrensen,“ sagte sie artig und stellte das Tablett auf den bereits gedeckten Tisch.

Friede sah auf und erwiderte freundlich den Gruß. Rächelnd sah sie zu, wie das Mädchen das Geschirr vor ihr ordnete.

„Gefällt es dir bei mir?“

„Lies nicht strahlend.“

„Sehr, ach sehr. Sie sind so gut und ge- recht. Und dann — ich verdiene doch auch hier viel mehr als in jeder anderen Stellung. Gestern habe ich von Herrn Volkmar sogar eine ganze Mark für ein Glas Sahne bekommen und er wollte nichts heraushaben.“

Friede lachte. „Das ist natürlich der Heinz gewesen, nicht wahr?“

„Ja, Fräulein Sörrensen. Der ältere Herr von Volkmar war gestern gar nicht hier.“

Friede nickte. „Ich weiß es, Lies.“

„Aber braungebrannt ist der ältere Herr von Volkmar von einer weiten Reise zurückgekehrt. Ist es wahr, Fräulein Sörrensen, daß er bei den wilden Menschenfestern war?“

Friede lachte herzlich über das ängstliche Gesicht des Mädchens.

Als Friede ihre Zeitung gelesen hatte, er- hob sie sich und ging durch den Garten dem Hause zu.

In der Nähe des Hauses, dicht am Ein- gang des Gartens, saßen an einem Tisch mehrere junge Offiziere. Ihre bestaunten An- züge verrieten, daß sie schon anstrengende Dienst- stunden hinter sich hatten, trotzdem schienen alle